

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 41

Artikel: Die Frau Major [Schluss]
Autor: Haller, Lilli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640406>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochendchronik“
.. Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern ..

11. Oktober

□ □ Jugend. □ □

Don J. D. Widmann.*)

Was Jugend sei, will euch ein Alter sagen,
Wie jüngst zu Winters Anfang er's erfuhr.
Noch denk' ich dran mit innigem Behagen,
Ein kürzestes Begebnis war es nur.

Ich ging an jenem Morgen früh wie immer
Aus meinem Hause nach der nahen Stadt.
Auf Bäumen lag und Dächern krochtes Schimmer,
Und unter mir der Weg war hart und glatt.

Doch sah ich noch das strahlende Gesichtchen,
Die hellen Augen und den frohen Mund,
Der mit dem einen Wort den andern Wichtchen
Des Winters große Herrlichkeit tat kund.

*) Gedichte. Verlag von Huber & Cie., Frauenfeld.

Rauhbauzig strich der Wind mir um die Nase.
„Puh!“ schnaubt' ich. „Eis bereits? Ist's schon an dem?
Für alte Knochen, spröde gleich dem Glase,
Verdammt gefährlich, gar nicht angenehm!“

Wie ich so brumme, hüpf't lustig von der Schwelle
Des nächsten Hauses eine Schülerin.
Und richtig gleitet sie mit Blißeschnelle —
Ich denke schon: „Aha, da fällt sie hin!“

Doch kann sie balancierend noch sich halten;
Die Tasche nur entschlüpft der kleinen Hand,
Die flüchtig streicht zurecht des Kleidchens Falten;
Dann, wie sie kaum im Gleichgewicht noch stand,

Ruft in den offenen Hausflur für die Ohren
Wohl von Geschwistern in entzücktem Ton
Das eine Wort sie nur hinein: „Gefroren!“
Und wie ein Vöglein flattert sie davon.

Da hatt' ich's, konnte meinen Vers drauf machen:
Jungsein heißt, daß die Seele nichts verdrückt,
Daß sie im Sturz behält ihr glücklich Lachen,
Daß sie die Welt von Fall zu Fall genießt.

Die Frau Major.

Don Lilli Haller.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 1. Preis.)

7.

Es war am Abend gegen acht Uhr.

Fräulein Albertine Walter stand vor der geöffneten Kommode mit den Messingbeschlägen und entnahm ihr den weißseidenen Schal, den sie auf ihrem Gang zur Frau Major um die Schultern legen wollte. Denn in den weiten Gängen war es auch im Hochsommer immer kühl.

Da ertönte ein wohlbekannter Schritt auf den knarrenden Dielen des Vestibules und gleich darauf ein wohlbekanntes Klopfen an der Glastür.

„Herein“, rief sie und machte ein sehr erstauntes Gesicht.

Herein trat Dr. Eduard Meyer, nicht im Schlafrock wie gewohnt, sondern im schwarzen Anzug, mit einer gelbbraunen Krawatte unter dem Bart. In dieser Krawatte schimmerte ein schöner, klarer Brillant in goldener Nadel.

„Bist du so vergesslich?“ begrüßte sie ihn und ein leiser Vorwurf klang aus ihrer Stimme. „Und unsre gestrige Abmachung?“

„Nichts habe ich vergessen, Albertine“, erwiderte er. „Setz' dich dahin und hör' mich an.“

Sie gehorchte, nistete sich ein im tiefen Sesselwinkel und lächelte ein kleines, wissendes, rätselvolles Frauenlächeln.

„Du sagtest gestern, du wollest die Frau Major über unser altes Verhältnis aufklären?“ begann er.

„Ja . . .“

„Wart einen Augenblick. Und du sagtest auch, wir beide seien in einem Alter, wo Männlein und Weiblein einander nichts mehr bedeuten können als Freund und Freund? So lautete die Sache, nicht?“

„Ja“

„Bist du dessen so ganz gewiß?“ Er zog seinen Stuhl dicht an sie heran und blickte ihr mit fürchterlichem Ernst in die Augen. „Fühlst du dich wirklich so alt, sicher und gefest?“

„Ja so ziemlich.“

„Und wenn ich dir nun vorschläge: Geh zur Frau Major und erzähl' ihr nicht allein von unserm alten Verhältnis, sondern auch von unserm neuen, nämlich darüber, daß wir beide gar nicht aus dem gefährlichen Alter heraus sind, sondern daß wir erst ins gefährliche Alter hineinzukommen ge-

denken — und daß wir uns heute Abend regelrecht verlobt haben und daß wir in aller kürzester Zeit dem Spittel den Rücken kehren wollen, um uns außerhalb seiner Mauern ein eigenes, liebes Heim zu gründen. — Willst du gehn und dies alles der Frau Major erzählen, Albertine?"

Sie hatte den Arm auf die Sessellehne gestützt und das Kinn in die Hand gelegt. So saß sie eine Zeitlang ohne sich zu regen.

Wieder war es so mäuschenstill im dunkelnden Zimmer, daß man die Uhr in der Westentasche des Doktors ticken hörte.

„Willst du gehn, Albertine, und dies alles der Frau Major erzählen?"

„Sieht es nicht gar zu lächerlich aus, Eduard, wir zwei Alten?" Klang es endlich leise, zweifelnd aus der Ecke.

„Willst du gehn und es der Frau Major erzählen?" beharrte er.

Eine lange, lange Pause.

„Nun ja.“

„Gut, Albertine, ich danke dir.“ Der Doktor schob seinen Stuhl zurück und richtete sich auf. Auch sie erhob sich vom tiefem Sessel.

„Siehst du“, sagte er, faßte ihre Hand und eine ihm ganz unbehagliche, tiefe Ergriffenheit lag in seiner Stimme, „schon vor fünf und zwanzig Jahren hätte ich so zu dir reden sollen. Ich habe in meinem ganzen Leben nur eine einzige Frau geliebt, und die warst du. Von Rechts wegen mußt du noch mein Weib werden, wenn dir ob dem Warten auch die Locke da grau geworden ist und mir der Bart. Aber glaubst du nicht, daß aus uns beiden doch noch ein recht schmuckes und glückliches Paar wird?"

„Wollen sehn“, lächelte sie. Und dann mit einer ihr völlig unbewußten, großen und jungen Härlichkeit: „Wollen sehn, mein alter, verlorengegläubter, ungeschickter Bräutigam.“

Eine Viertelstunde später schritten sie Seite an Seite vergnügt durch die weiten Gänge. Frau Fischer, das Gesicht ganz eingewickelt in das cremefarbene Cachemirtuch, um die Flechte an Nase und Kinn nicht zu verschlimmern, huschte an ihnen vorbei.

„War das ein Nadelstich?" scherzte der Bräutigam.

„Ja, aber ein verummunter“, entgegnete die Braut.

Auch das blonde Gretli mit dem Tragbrett und all den Kaffeekännchen drauf kam ihnen entgegen und guckte sie sehr erstaunt an.

Vor der Tür der Frau Major machten sie Halt.

„Nun brauche ich doch wohl meine Besuche nicht einzustellen, Albertine?"

„Nein. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" —

Die Frau Major machte ein ganz merkwürdig hochmütiges Gesicht, als sie von ihrer allabendlichen Patience auffah und über die Brille hinweg die Besucherin erkannte. Und sie behielt dies Gesicht bei, bis Fräulein Albertine Walter so fein und diplomatisch war, sie als die erfahrenste und gescheiteste Frau im Spittel um gütigen Rat zu fragen, was in ihrem Falle zu tun sei. Denn sie habe sich zwar spät, aber doch das erste Mal im Leben verlobt, und wisse nicht recht, auf welche Weise sie das Ereignis im Hause kundgeben solle, eine Verlobung im Spittel sei doch wohl ein Ausnahmefall.

Noch in viel anderem wäre sie für guten Rat und Weisung sehr dankbar. Und wie sie in ihrem Bericht so weit gekommen, nahm die Frau Major die Brille von der Nase und schob die Patiencekarten zusammen. Das Eis brach so rasch, daß die größten Schollen lautlos das Bächlein der Vergessenheit hinuntertrieben. Eine mächtige Fülle von Ratschlägen und Winken sprudelte dafür aus dem Erdreich praktischer Erfahrungen und mütterlicher Wohlmeinheit hervor, so daß die lächelnde Braut ganz über und über damit versehen war. Es steckte aber noch ein besonderer Grund hinter der plötzlichen vortrefflichen Gemütsverfassung der Frau Major und der war: sie fühlte sich rehabilitiert. Rehabilitiert vor sich und den andern dadurch, daß ihr als Erster und Einziger die Ehre und Bevorzugung zu Teil geworden, Wisslerin des Geheimnisses zu sein. Das tat dem gekränkten Herzen wohl nach der demütigenden Schnittli-Niederlage. Arm in Arm, Kopf hoch, schritt sie später mit der Verlobten durch die Gänge und wünschte ihr vor der Vestibuleüre ziemlich demonstrativ laut gute Nacht.

* * *

Natürlich gab es ein sehr großes Gerede, als die Verlobung nach und nach kund ward in den Spittelmauern.

„So, so“, sagten die einen.

„Aber, aber“, die andern.

„Das hab ich kommen sehn“, behauptete Jungfer Trachsel, und „Alter schützt vor Thorheit nicht“, Jungfer Moser.

Im Allgemeinen herrschte aber friedvolle Genugtuung, seit man wußte, daß das anstoßerregende Verhältnis allgemeiner moralische Gestalt angenommen habe. Man empfand mehr wie Genugtuung: Man war stolz. Stolz darauf, daß der zahme, sonst vor jeglicher Liebe ehrwürdig gefeite Spittel der Schauplatz einer glücklichen Verlobung geworden war, und daß man ein Paar in seinen Mauern barg, das sich sehen lassen durfte. Der Hauch eines Spätsommerchens zog durch die Gänge; die eigene Jugend stand auf, tausend vergessene Erinnerungen flimmerten in den alten Herzen empor; längst verhallte und unter Trauerweiden begrabene Weisen der Liebe fingen an zu klingen und man lauschte diesen Weisen, ein Lächeln auf den Lippen, die Hand am Herzen. Es ist ja auf Erden kein Wesen des Lebens, das von Liebe nicht gehört, das ihr Sehnen, Ahnen und Wollen nicht leise gekannt. —

Man bezugte ein lebhaftes Interesse für das Brautpaar. Stieß Jungfer Moser auf die Verlobten, oder besser die Verlobten auf Jungfer Moser — denn mehr wie je rumorte sie in ihrem Vestibuleschrank — so blinzelte sie verschämt und meinte: „Excusez, ich wollte nicht stören“ obwohl sie absolut nicht gestört hatte. Immer wieder erkundigte man sich nach der Hochzeit und lächelte diskret dabei. Von der Frau Major, die mit allem genau vertraut war, erfuhr man das Nötige über Ringen, Möbel, Hauseinrichtung. Die Frau Major selbst fühlte sich wichtig bis zur Erhabenheit. Die Ausnahmestellung ihrer Rolle verlieh ihr unermüdete Kraft und Ausdauer; sie besorgte Einkäufe, wählte, riet, half auch beim Suchen der künftigen Wohnung und fühlte nur ab und zu ihr müdes Kreuz und die matten Kniee. Die Hochzeit sollte ja bereits im Oktober stattfinden, da das lange Hinausschieben für die nicht mehr jungen Brautleute weder Sinn noch Zweck hatte.

In stillen Stuben wurden kleine verschwiegene Gegenstände hergestellt. Jungfer Trachsel brachte ein Wandgestell, das sie aus leeren Fadenspulen fabriziert und natürlich mit einem gehäkelten Börtchen verziert hatte. Jungfer Moser strickte zwei kunstvolle Lampenteller; Frau Rünsch filochierte ein Marktnetz. Lauter praktische, liebevoll hergestellte Säckelchen. Kurz vor der Hochzeit aber ging die Frau Major geschäftig von Tür zu Tür mit einer grünen Blechbüchse, die speziellen Sammelzwecken diente. Und wie man die Büchse später umstülpte, ergab sich, daß die Summe wohl zu einem hübschen Theeservice ausreichend sei. Dies Theeservice wurde von vier Betrauten bei Meyer gekauft und zur allgemeinen Begutachtung in Frau Majors Stube ausgestellt. Es waren schöne Porzellantassen mit winzigen, roten Blumenkränzchen drauf und oben am Rand mit einem feinen Goldstreifen.

Endlich nahte der Tag der Hochzeit. Da er gerade auf Montag fiel, war Dr. Eduard Meyer in eigener Person zum Verwalter hinuntergestiegen und hatte gebeten, man möchte für heute die üblichen Schnittli abbestellen. Er habe als Ersatz für die sämtliche obere Etage des Hauses Fleischpastetchen bestellt und ein ganzes Duzend goldgelber Eierkuchen. Den alten Damen sollte der hohe Tag auch zum Ausnahmetag werden. Zur Hochzeit selbst waren nur die Frau Major und ein Better des Bräutigams geladen.

Die Trauung fand hinten in der kleinen dämmerigen Kapelle des Spitals statt. In den Bankreihen saßen die alten Frauen in ihren Mantillen und Kapotten, im Verwalterstuhl stand die Regierung, die Goldkette über dem Bauch; hinten

im Kirchdunkel bargen sich die Pfründer und Pfründerinnen im Sonntagsstaat, und oben auf dem Lettner spielte fromm-feierlich das Harmonium. Vor dem alten, ehrwürdigen Preidiger stand das Paar; jung und vornehm kleidete die Braut die graue Seide und strammaufrecht hielt sich der gelehrte Bräutigam. Der Pfarrer sprach über die treue, verspätete Liebe der Beiden so schön und rührend, daß Jungfer Moser einmal ums andere heimliche Tränlein von den Backen wischte.

Dann schritt man hinaus in langsamen Zug. Vor dem hohen Portal harrten zwei Wagen. Das Brautpaar stieg ein. Man hatte das Hochzeitsmahl im Hotel Pfisterer bestellt.

Oben an den Fenstern guckten viele Köpfe heraus, auch hatte sich bereits eine kleine neugierige Menge auf der Straße gebildet.

„Frau Dr. Meyer!“ rief vom Gangfenster oben eine Stimme, „passen Sie auf!“ Und wie die Neuvermählte hinausblickte, flog eine Handvoll Reiskörner hinunter in den Wagen. „Das soll Glück bringen!“ weisagte die Spenderin, Jungfer Moser, „Sie wissen ja, das ist englischer Brauch!“

Die Frau Major stieg in den zweiten Wagen, geführt vom Better des Bräutigams. Das schwere, schwarze Seidenkleid hauchte sich auf um sie herum und wundervoll hob sich von den Spitzen auf der Brust die herrliche Goldkette. „Die Frau Major ist doch eine gar stattliche Frau“, meinte Jungfer Moser.

„Sie hat's und sie kann's“, erklärte die alte Frau Blau mit ihrem kleinen, weltweisen Lächeln.

E n d e.

□ □ Sehnsucht. □ □

Don Ricarda Hudc.

Um bei dir zu sein,
Trüg' ich Not und Sährde,
Ließ ich Freund und Haus
Und die Külle der Erde.

Mich verlangt nach dir
Wie die Stut nach dem Strande,
Wie die Schwalbe im Herbst
Nach dem jüdlichen Lande.

Wie den Alpjohn heim,
Wenn er denkt, nachts alleine,
An die Berge voll Schnee
Im Mondenscheine.

Das Pfarrhaus Widmann in Liestal.

Don Carl Spitteler in Luzern.*)

Wenn man von Basel in der Richtung nach Olten in die Schweiz fährt, kommt man nach zwanzig Minuten an der häßlichen Rückseite eines sauberen Städtchens namens Liestal vorbei. Von diesem Liestal wüßte ich viel zu erzählen; allein man erzählt nicht von seiner Heimatstadt einleitungsweise. So mache ich denn einen Gedankenstrich, mit einem geheimen Gefühlszeichen darum, nehme einen großen Sprung darüber hinweg, und beginne sachlich mit meinem Thema.

In der sogenannten „hintern Gasse“ Liestals verborgen, nahe der gleichfalls versteckten Kirche, liegt an einer platzartig erweiterten Ausbuchtung das unscheinbare Pfarrhaus. Mehr noch als anderswo bilden in dem ärmlichen Kanton Basel-land, der noch vor zwei Menschenaltern nicht viel mehr be-

deutete als ein bäurisches Anhängsel der Stadt Basel, die Pfarrhäuser Inseln innerhalb der heimischen Einwohnerschaft. Scheue Ehrfurcht schützt und vereinsamt sie, die nicht einzig dem religiösen Beruf des Pfarrers gilt, sondern auch seiner höheren Bildung und seiner städtischen Lebensart. In denkbar höchstem Grade war das Pfarrhaus Widmann in Liestal isoliert. Die übrigen Pfarrer des Kantons waren doch Schweizer oder hatten wenigstens eine Schweizerin zur Frau, wie zum Beispiel der aus Kärnten stammende Pfarrer Rauczka in Rothenfluh, und ob sie schon städtischer auftraten und einen etwas anders gefärbten Dialekt sprachen, so war es doch baslerische Nachbarluft und unmittelbar verständliche, traute Schweizer Mundart.

Bei Widmann dagegen war alles fremd, außerschweizerisch: die österreichische Sprache, der großstädtische Ton, das unbefangene, bei einer Pfarrerrfamilie auffallende, weltfröhliche Gebaren, fremd sogar die Kleidung und der Küchenzedel. Auf die naheliegende Frage, wie die Liestaler Kirchgemeinde

*) Mit gültiger Erlaubnis des Verfassers und des Verlages aus dem „Schweizer Jahrbuch der Süddeutschen Monatshefte 1913“ abgedruckt. (Siehe Bücherbesprechung.) Die Illustrierung mit freundlicher Hilfe des Herrn Dr. M. Widmann, des Sohnes des Dichters, von uns selbst besorgt.
Die Redaktion.